

Von Leo Jagwitz

Nachruf auf Ferdinand Ulrich

Für Hans Urs von Balthasar war Ferdinand Ulrich nicht nur ein Freund, sondern auch die wichtigste philosophische Referenz. Am 11. Februar, wenige Tage vor seinem 89. Geburtstag, ist er am Fest „Unserer Lieben Frau von Lourdes“ in einem Altenheim in Regensburg verstorben.

„Denn lebendig ist das Leben nur im Maße seiner Hoffnung, des Hinauswachsens über sich selbst, der Selbst-losigkeit. Es ist nur in dem Maße reich: wie es *arm* zu sein vermag, d.h. liebt! (...) Der Tod lässt sich nicht an den Endpunkt des Lebens hinausschieben. Er gehört vielmehr mitten ins Leben: nicht im bloßen Wissen, sondern in der Tat. (...) Der Tod prägt den Durchbruch ins je größere Leben und ist dessen Reifegang zutiefst innerlich. Sammlung des Lebens geschieht durch diesen *positiven* Tod.“¹

Dieser Satz ist beispielhaft für das Leben, das Denken und den Tod von Ferdinand Ulrich. Er gibt den Grundton seiner Metaphysik der Liebe an und erklärt vielleicht, warum er bisher in der Philosophie kaum Gehör gefunden hat, bis auf wenige Ausnahmen: Hans Urs von Balthasar sah in ihm einen der größten Philosophen des 20. Jahrhunderts, hat seine Bücher veröffentlicht und das eigene Werk auf dessen Metaphysik gestützt. Zudem war Ferdinand Ulrich für unzählige Menschen ein geistlicher Vater, so auch für Stefan Oster SDB, Bischof von Passau. Im Jahr 2019 hat am *John Paul II Institute* in Washington eine Konferenz stattgefunden, die das Denken Ulrichs erstmals für den breiteren englischsprachigen Raum erschlossen hat.²

Der „Kleine Weg“ des Seins

Ferdinand Ulrich kommt am 23. Februar 1931 in Odrau (Tschechien) zur Welt und wächst als einziges Kind seiner Eltern auf. Im Alter von drei Jahren erkrankt er lebensgefährlich an Scharlach und muss wochenlang in Quarantäne bleiben. Eines Tages schleppt ihn die verzweifelte Mutter in einem Wägelchen zur Kirche und fleht vor einer Statue der *Kleinen Therese* um sein Leben. Hier beginnt eine lebenslange Freundschaft, die ihm das Leben rettet und zugleich der Heiligen von Lisieux einen „Kleinen Weg“ in die Philosophie bahnt. Dass es im Leben nicht ums „Überleben“ geht, sondern um die Liebe – dies wird zum wegweisenden Wort für den deutschen Denker: die Grunderfahrung der „Zerbrechlichkeit“ wird im Herzen seiner Seins-Betrachtung bleiben. Ferdinand Ulrich hat versucht aufzuzeigen, wie das Sein, in seiner Zerbrechlichkeit und Kontingenz, eine Analogie zur Entäußerung Gottes in Christo darstellt. Der göttliche Glanz des Seins strahlt in der äußersten Demut des Kreuzes auf.

Nach Kriegsende verbringen der junge Ferdinand und seine Mutter eine Zeit in einem tschechischen Gefangenenlager, unter miserablen Bedingungen. Der Vater stirbt an den Entbehrungen des Krieges und lässt sie in äußerster Armut zurück. Dank der unermüdlichen Hingabe seiner Mutter, die als Putzfrau etwas Geld verdient, kann Ferdinand trotzdem wieder zur Schule gehen. Etwas später kann er als Nachhilfelehrer auch selbst etwas zum Haushalt beitragen.

Nach dem Abitur beginnt Ulrich Studien in Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Fundamentaltheologie, u.a. mit finanzieller Unterstützung seines väterlichen Freundes *Romano Guardini*. Schon im jungen Alter von 24 Jahren wird der geniale Student zum *Dr. phil.* promoviert, mit knapp 27 folgt seine Habilitationsschrift, die er in nur sechs Wochen niederschreibt. Auf Anregung von

¹ *Leben in der Einheit von Leben und Tod*, Schriften 3, Johannes Verlag, 1999, S.22.

² <https://www.johnpaulii.edu/events/view/being-as-an-image-of-divine-love-introducing-ferdinand-ulrichs-homo-abyssus>

Hans Urs von Balthasar wird die Arbeit 1961 unter dem Titel „*Homo Abyssus*“ veröffentlicht – Ferdinand Ulrichs metaphysisches Meisterwerk.

Trotz der großen Anerkennung seitens von Balthasar („an Ihnen erkenne ich immer wieder meine engen Grenzen“) wird Ulrich schon bald aufhören zu veröffentlichen. Ein 2015 eingerichtetes Archiv in Passau enthält u.a. eine große Menge späterer Schriften, Vorlesungsmitschnitte, Briefwechsel u.ä.

Ferdinand Ulrich war verheiratet und hatte drei Kinder.

Homo Abyssus – Der Mensch als „Abgrund“

In seinem ersten Buch stellt sich Ferdinand Ulrich der grundlegenden „Seins-Frage“, und zwar in Form einer „metaphysischen Anthropologie“: Wenn man den Menschen definieren will, kann man seine verschiedenen Eigenschaften untersuchen, sein Gewicht und seine Größe, seine Gewohnheiten, seine psychologischen Mechanismen usw. – aber nie kann ihn die Forschung derart erfassen, dass sie ihn „beiseite stellen“, einklammern und einordnen könnte als einen „begriffenen Gegenstand“. Mit der menschlichen Person tut sich inmitten des Seienden (Stühle, Blumen, Tiere...) eine Art Abgrund auf, ein uneinholbares Geheimnis, das sich dem logisch-deduktiven Denken ständig entzieht.

Wo die rationalistische Philosophie im Menschen bloß einen „Forschungsgegenstand“ sieht, hat sie keinen Raum mehr für seine Freiheit. Und dann muss diese durch eine irgendwie „fideistische“ Anthropologie nachträglich postuliert werden. Eine solche Trennung zwischen der Objektivität des Menschseins (Gegenstand der Wissenschaft) und seiner Subjektivität als Person (Träger von Würde und Rechten) ist bloß der Gipfel eines philosophischen Dualismus. Ferdinand Ulrich befreit das Denken aus der unversöhnlichen und radikalen Gegenüberstellung der modernen Antithesen (Sein und Nichts, Armut und Reichtum, Leben und Tod, Glaube und Wissen, Kind und Erwachsener etc.), indem er die heideggerschen Intuitionen zur „Seinsfrage“ vertieft und korrigiert: „Im *Noch-nicht* der ontologischen Differenz des Seins zum Seienden erschließt sich von neuem das Spiel der Gnade mit der Natur“: Die Wahrheit des Seins als freie Dynamik einer Liebe, die den Menschen meint.

Homo Abyssus, der Mensch, der in sich selbst einen Abgrund auftut, weil er sein eigenes Selbst-sein dankend empfängt. Er ist eben weder „Sache“ noch „reines Denken“. Und so kann er sich auch weder als „egoistische Insel“ verstehen, als bloßes Streben nach Reichtum und Macht, noch als „Filiale eines Absoluten Geistes“ von Fortschritt und Geschichte. Ferdinand Ulrich zeigt den Einheitspunkt im *Abyssus* des Menschen auf: Der Mensch ist kein abstraktes, in sich geschlossenes „Ich=Ich“, sondern in seinem Wesen schon: Beziehung zum „Du“, *Dialogische Differenz*. Die Gestalt der menschlichen Freiheit ist ein „Wir“, Frucht der bereits mitgeteilten Liebe zwischen „Ich“ und „Du“.

Ferdinand Ulrich zeigt hier den philosophischen „Ort“ der menschlichen Freiheit auf, die nämlich aufgerufen ist, dem Sein in seinem *Gehorsam* zu folgen, in jener *Entäußerung*, in der es Konkretes wird. Die Berufung des Menschen besteht zuallererst darin: sich von einem Anderen zu empfangen, frei das ihm schon Gegebene zu werden, den Schöpfungsakt entgegenzunehmen. In „*Der Mensch als Anfang*“ bringt Ulrich die Krise der Philosophie daher in der Frage auf den Punkt: „Wie stehen Hegel oder Marx zur *Kindheit des Menschen*, als dem Ort, wo er sich zuerst empfängt?“³

Subjektsein braucht keine dualistische *Überwindung* (*Geist, Über-Mensch*) des gegebenen Seins. Die tiefste Wahrheit des Menschen, seine Berufung zur Liebe, steht nicht im Gegensatz zur Wahrheit des objektiven Seins. „Ich“ bin und werde ich selbst in der Begegnung mit einem „Du“, ich bin als vom *Anderen* Empfangener. Dies vollzieht sich in der Beziehung zum nie völlig fremden „Du“ der Wirklichkeit,

³ Vgl. *Der Mensch als Anfang: Philosophische Anthropologie der Kindheit*, Johannes Verlag, 1970.

im *concretissimum* der Begegnung mit Mitmensch und Ding – in jener Mitschwester, „die das Talent besitzt, mir in allem zu missfallen“, und in den „kleinsten Dingen des Alltags“.

„Umsonst“ – Das Sein als Liebe

Die Philosophie von Ferdinand Ulrich ist kein rationalistisches System, das man auf abstrakte Grund-„Ideen“ reduzieren könnte. Die Einzigartigkeit des deutschen Philosophen zeigt sich in jener *kreisenden Bewegung* des Denkens, in einer spiralförmigen Meditation, die sich nie mit oberflächlichen Schubladen begnügt, sondern in allen (klassischen oder modernen) Ideen den Bezug zur tiefsten Wahrheit des Seins entdeckt. Nichts wird ausgeblendet, und alle philosophische Intuition und Erfahrung werden in ihrem Eigentlichen verstanden, durch die eine metaphysischen Vision des „Sein als Liebe“ (!).

Auf die Charakterisierung des Seins „als Liebe“ folgt bei Ulrich jedes Mal ein Ausrufezeichen: als wollte er das Wort von bloß sentimentaler oder moralistischer Konnotation befreien und den Leser an die kreisende Denkrichtung erinnern, die ja auf die Gesamtheit des Wirklichen hin öffnet. Es geht seiner Philosophie eben nicht darum, ein absolutes System zu schaffen, welches dann im Schlagwort „Liebe“ abstrakt alle offenstehenden Fragen beantwortet hätte. Sondern darum, betrachtend in die wirkliche Bedeutungstiefe von *Sein* und *Liebe* einzudringen.

Der hl. Paulus versteht, dass die christliche Fleischwerdung für die philosophische Vernunft ein „Ärgernis“ darstellt – diese *Verendlichung* bis hin zum Tod am Kreuz. Ferdinand Ulrich erkennt, wie im „Umsonst“ des endlichen Seins eine analoge Bewegung zugegen ist: wie kommt es, dass dieses *unum et simplicissimum* sich auf die Ebene des Partikulären und Punktuellen herablässt, der Mannigfaltigkeit und des Werdens? Wer dem Sein zuhört, erkennt in dessen Kontingenz eine „Entscheidung“, eine Art „sich zur Verfügung stellen“. Es ist, als wäre die Zerbrechlichkeit des Seins die charakteristische Bedingung aller persönlichen Gabe. Ulrich erläutert auf diese Weise, dass das Sein *similitudo divinae bonitatis* ist (Thomas von Aquin), d.h.: natürliche Offenbarung der schöpferischen Liebe.

Jene ursprüngliche Erfahrung des Erstaunens, die klassische Frage der Metaphysik („Warum gibt es etwas und nicht Nichts?“) wird von Ferdinand Ulrich in einer neuen Tiefe formuliert: Beim Sein stehe ich vor einem Geheimnis unverdient geschenkter, kenotischer Liebe, das der Grund aller irdischen *bonitas* ist. Jedes philosophische „Warum“ meint letztlich dieses radikale *Umsonst*, welches das tiefste Gesetz meiner eigenen Existenz ist.

Ferdinand Ulrich lässt sich in seinem Denken vom Licht des christlichen Glaubens inspirieren, jedoch „ohne den streng-philosophischen Raum zu verlassen“ (von Balthasar). Im Gegenteil, es geht ihm gerade darum, die säkularistische Philosophie in ihren „*Pseudotheologumena*“ zu entlarven und sie aus „jahrhundertalter Gefangenschaft“ zu befreien.⁴ Gleichzeitig ist er sich des theologischen Gewichtes seiner Meditation sehr wohl bewusst und scheut sich auch nicht, dies zu thematisieren: Wenn der „Ort“ der menschlichen Freiheit (*Abyssus*) in der Natur ist, dann ist hier auch der Ort der heilenden Gnade. Das christliche Heil bezieht sich auf diesen selben Abgrund und wird in ihm gewirkt: in der Gottverlassenheit des Sohnes und in der mit-leidenden Distanz zwischen Jesus und Maria.

Was mich an Professor Ulrich sehr getroffen hat, war seine aufmerksame Verfügbarkeit für den anderen, eine wirkliche „Gastfreundschaft des Herzens“. Als ich ihn zum ersten Mal angerufen habe, hat er mich herzlich eingeladen und ermutigt, ihn ruhig immer mit meinen Fragen zu stören. Nach einer kurzen Pause sagte er dann: „Sie sollten wissen, wo ich stehe. Ich habe hier vor mir ein Kreuz. Am Kreuz hängt

⁴ Vgl. *Homo Abyssus. Das Wagnis der Seinsfrage*, Johannes Verlag, Schriften 1, 1998, S. 1.

der Herr, am Fuße des Kreuzes steht die vom Leiden ihres Sohnes durchbohrte Mutter. Und ich bin zwischen den beiden. Jetzt wissen Sie, wo ich stehe...“

Philosoph und Vater

Voller Feingefühl und sehr bedächtig nähert sich Ferdinand Ulrich der Frage des Seins *als Sein*, ohne jeden Anspruch, etwa das „Sein als solches“ in „präzisierenden“ Begriffen zu *erfassen* (*prae-cidere*: das Sein auf das begrenzen, was dem menschlichen Können unterworfen, von ihm „beherrscht“ ist). Was er am (platonischen oder modernen) Idealismus negativ hervorhebt, ist eben jene gewisse Versuchung, das Sein zu „*hypostasieren*“, seinen Ursprung erfassen zu wollen, was das Denken dazu verführt, sich allem nicht-beherrschbaren zu verschließen (die *Gabe Umsonst*, Liebe!) und zu schlussfolgern: „*Sein ist Nichts*“.

Ferdinand Ulrich hingegen wiederholt immerfort mit Thomas von Aquin, gleich einer „Negativen Metaphysik“, dass das Sein selbst nicht *für sich* subsistiert („*ipsum esse – non subsistens*“). Die Positivität des Seins wird bejaht, aber eben im ständigen Verweis auf das „Andere“. Auf diese Weise wird die Vernunft in eine echte Offenheit und Demut geführt – die einzige Haltung, die dem absoluten *Umsonst* einer Gabe angemessen ist.

Der Regensburger Professor hat nicht etwa ein „besseres philosophisches System“ anzubieten, welches Frucht lebenslanger „Eroberung“ wäre. Die Größe und das Genie von Ferdinand Ulrich bestehen gerade im Verzicht auf die „Begierde“ *absoluten Wissens*. Er überwindet die verhängnisvolle Spaltung von Sein und Liebe in der Einheit seines Blickes: Ulrichs Philosophie ist Erziehung der Vernunft, Einführung in das *Umsonst* des Seins, Geburt zur metaphysischen Schau.

Bischof Stefan Oster (Passau), selbst Doktor der Philosophie, spricht über seinen früheren Professor immer als „Lehrer und Vater“⁵, als wäre dies bei ihm dasselbe.

Die Philosophie von Ferdinand Ulrich ist Nahrung für das Herz, denn sie ist keine rationalistische Analyse, sondern ein menschliches Abenteuer: erlebte Erfahrung, ein Hinabstieg in die Zerbrechlichkeit des Seins und des Lebens, in Begleitung der Kleinen Therese und des hl. Thomas, im Hinhören auf die Leiden und Fragen der Moderne. In der letzten Zeit seines Lebens, in diesem durch Alter und Krankheit geschwächten Leib, war besonders schön sein kindliches Herz zu sehen. Ohne viele Worte ließ er ein Licht durchscheinen, durch seine Aufmerksamkeit, sein Zuhören, in seiner Neugier und im Interesse für seine Besucher...

Er ruhe in Frieden.

⁵ <https://vimeopro.com/kagnetworks/jp2institute/video/333248705>